MASTER
NEGATIVE
NO. 92-80704-1

AUTHOR:

BRAUNS, C. W. EMMA (EGGERS)

TITLE:

CHRISTIANE VON GOETHE ,GEB .VULPIUS

PLACE:

LEIPZIG

DATE:

1888

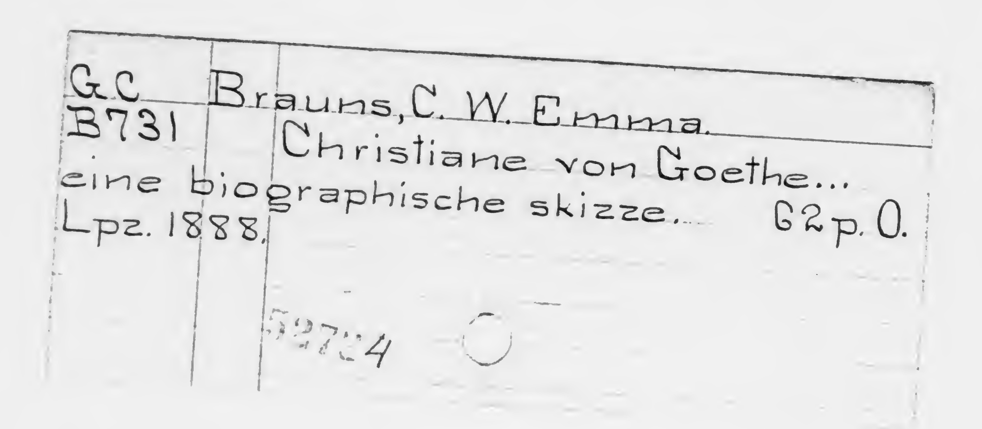
Master Negative #

92-80704-1

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DEPARTMENT

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

Original Material as Filmed - Existing Bibliographic Record

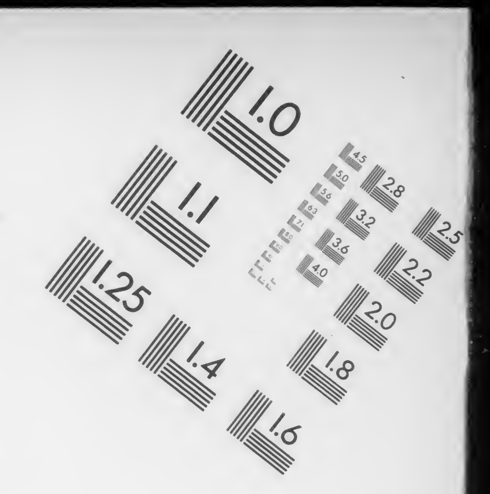

GC B731 Brauns, C. W. Emma.
Christiane von Goethe... eine biographische skizze... Lpz. 1888. 62 p. O.
52724

Restrictions on Use:

TECHNICAL MICROFORM DATA

FILM SIZE: 35mm REDUCTION RATIO: 11x
IMAGE PLACEMENT: IA (IIA) IB IIB
DATE FILMED: 7-13-93 INITIALS JAMES
FILMED BY: RESEARCH PUBLICATIONS, INC WOODBRIDGE, CT





AIIM

Association for Information and Image Management
1100 Wayne Avenue, Suite 1100
Silver Spring, Maryland 20910
301/587-8202

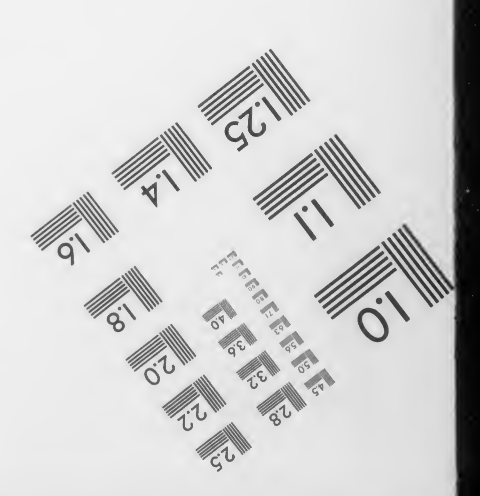
Centimeter

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 mm

1 2 3 4 5

Inches

1.0 1.1 1.25 1.4 1.6 1.8 2.0 2.2 2.5 2.8 3.2 3.6 4.0 4.5 5.0 5.6 6.3



MANUFACTURED TO AIIM STANDARDS
BY APPLIED IMAGE, INC.



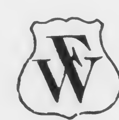
Christiane von Goethe,

geb. Vulpius.

Eine biographische Skizze

von

C. W. Emma Brauns.



Leipzig,
Verlag von Wilhelm Friedrich,
K. R. Hofbuchhändler.
1888.



Vorrede.

Als ich etwa vor Jahresfrist nachfolgende Abhandlung für einen kleineren Leserkreis veröffentlichte, hatte ich die Genugthuung, vollkommene Anerkennung und Zustimmung seitens vieler derjenigen Goetheforscher zu finden, welche ihr Urtheil lediglich objektiv halten und nicht auf persönliche Motive gründen. Zugleich aber trat mehrfach die Bitte an mich heran, meine kleine Schrift über „Christiane von Goethe“ einem größeren Publikum zugänglich zu machen, was ich um so lieber in Ausführung bringe, als ich augenblicklich in der Lage bin, meine Arbeit wesentlich vervollständigen zu können.

Das Bestreben, der vielgeschmähten Christiane Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, scheint nun doch immer mehr um sich zu greifen, und es gereicht unserer wahrheitsliebenden deutschen Nation ganz gewiß zur Ehre, endlich dem „alten Sturm, dem alten Drang“, der den guten Namen Christiane's noch bis auf den heutigen Tag umtost, ein Ende bereiten zu wollen. Wer hat nicht unter dem Banne des Vorurtheils gegen sie gelebt? Fast ein Jeder, der sich irgend für die Geschichte unserer Literatur interessirt, hat von Jugend auf nur Ungünstiges über Goethe's Frau zu hören bekommen; auch bei denen, die sich nicht gerade berechtigt fühlten, ihr Andenken erbarmungslos in den Staub zu treten, blieb doch ein unklares, wehmüthiges Gefühl zurück, wenn der Schatten, der sich auf unseren großen Dichterfürsten in Folge des eigenthümlichen Verhältnisses zu Christiane zu lagern schien, nicht weichen wollte und je nach dem Stande der Diskussion kleiner oder größer wurde. Daß dieser Schatten endlich schwindet, das herbeizuführen ist eine heilige Pflicht, der sich das deutsche Volk nicht entziehen kann, und namentlich wir deutschen Frauen, die wir nach alter Tradition

und gewiß mit vollstem Rechte vor allen Dingen stolz auf unsere Stellung am häuslichen Herde sind, wir wollen doch wenigstens Christiane's sorgenvolles und erfolgreiches Walten als Goethe's Hausfrau anerkennen. Und haben wir dies nur erst gethan, dann wird sicherlich das Bild dieser Frau uns immer mehr sympathisch werden, und wir werden gewiß in unserem Urtheil nicht hinter der allverehrten „Frau Rath“, Goethe's Mutter, zurückbleiben wollen, die ihre „liebe Tochter“ stets in hohen Ehren hielt.

Möchte doch in den Urtheilen über die deutsche Hausfrau auch insofern eine Wandlung eintreten, daß die Meinung beseitigt würde, als ob eine wirthschaftliche Frau, welche ihr Hauswesen mit eigener Hand führt, auf den Posten einer bloßen Haushälterin degradirt würde! Eine Frau, die ihr Haus mit Einsicht leitet, die in selbstloser Thätigkeit für Mann und Kinder sorgt, die, stündlich ihrer Pflichten eingedenk, nur darauf bedacht ist, Segen um sich her zu verbreiten, kann keine unbedeutende Persönlichkeit sein und verdient Anerkennung.

Lorenz von Stein, der berühmte Nationalökonom, sagt treffend in einer seiner geistreichen

Vorlesungen, die er eigens im Interesse der Frauen hielt, daß der Mann unmöglich seinen Muth aufrecht erhalten und seine Thatkraft bewahren kann, wenn in seinem häuslichen Leben „erkältende Tropfen in den glühenden Becher seiner Begeisterung fallen“, — wenn er in jedem Augenblicke Störungen und Unvollkommenheiten in seinem Heimwesen empfinden muß, wenn zum Beispiel das Bett, das er nach des Tages Mühen aufsucht, „schmutzig“ ist —, und nur dann vermag er in seinem Berufe Großes zu leisten, wenn er den Segen einer häuslichen Frau in seinem ganzen Umfange fühlt.

Nun wohl — dieser Segen ist unserem Goethe voll und ganz zu Theil geworden. Christiane hat — daran ist nicht zu zweifeln — ihrem Gatten jeglichen Mißklang fern gehalten, der nur allzu oft aus dem häuslichen Treiben heraus an den Studirtisch des Mannes hinüberklingt. Daß sie aber auch innigen Antheil an seinem großen geistigen Schaffen nahm, das hat Goethe selbst zu wiederholten Malen anerkannt, und somit fehlt uns jede Veranlassung und jedes Recht, ihre Stellung neben unserem großen Dichter in irgend einer Weise zu bemängeln. —

Wenn beifolgender Beitrag zu Christiane's Rehabilitation nur vorurtheilslose Leser findet, so ist vorläufig mein Zweck erreicht.

Halle a. d. Saale, im August 1887.

C. W. Emma Brauns.



Eine der auffallendsten Erscheinungen auf dem Gebiete unserer Literaturgeschichte ist es, daß bei der großen Verehrung, welche die Welt dem „Altmeister" Goethe zollt, seine Gattin, Christiane geborene Vulpius, oft in einem geradezu gehässigen Lichte dargestellt wird. Goethe, ein hervorragender Repräsentant deutschen Geisteslebens, an die Grenzscheide zweier Jahrhunderte gestellt und beiden gleichmäßig angehörend, verlangt, daß wir auf jede Phase seines Lebens voll Pietät blicken, und wenn wir, keineswegs blind für seine Schwächen, doch das Urtheil über dieselben billiger Weise seiner Größe gegenüber in den Hintergrund treten lassen, wenn wir für die Episoden seines Lebens, welche uns minder sympathisch sind, uns ganz naturgemäß eine milde Kritik angewöhnt haben und uns stets bewußt bleiben, mit der Größe unseres Dichterfürsten zu rechnen, so ist es nicht wohl zu begreifen, weshalb sein Verhältniß zu Christiane davon eine Ausnahme machen soll. Wir dürfen diese Erscheinung wohl um

so befremdlicher nennen, als noch heutzutage die Mehrzahl des Publikums den „alten Klatsch“ von ehedem nacherzählt und oft mit Behagen breit tritt, obgleich er sich bei einer unparteiischen Prüfung der Thatsachen längst als unwahr herrausgestellt hat. Gewichtige Stimmen, wie Riemer, Robert Keil, haben sich energisch gegen ein böswilliges und gehässiges Urtheil über Christiane erhoben und durch authentische Daten den Nachweis geliefert, daß dasselbe durchaus hinfällig wird, wenn man sich nur mit einigermaßen gutem Willen der Aufgabe unterzieht, vorurtheilslos das Familienleben im Goethe'schen Hause kennen zu lernen.

Doctor F. W. Riemer, der langjährige Freund Goethe's und Lehrer seines Sohnes August, war fast dreißig Jahre der Hausgenosse des großen Dichters. In enger Gemeinschaft durchlebte er mit der Familie Freud und Leid; er war Augenzeuge von dem wirklichen Verhältnisse zwischen Goethe und Christiane, und wie er sich den Eigenthümlichkeiten desselben willig unterordnete, so genoß er anderseits den Segen, den es im häuslichen Kreise verbreitete, und blieb seinen Freunden treu bis zum Tode. Wollte der Himmel, wir hätten über alle unsere Heroen so authentische und gewissenhafte Biographen, wie es Riemer für Goethe ist; wir brauchten uns dann wenigstens den Kopf durch manche unbegründete Hypothese nicht verwirren zu lassen!

Nächst Riemer muß Robert Keil hervorgehoben werden, welcher als Erbe seines Onkels, des Goethe'schen Privatsekretärs Kräuter, in den Stand gesetzt war, sehr werthvolle Schriften — insbesondere das vortreffliche Buch „Vor hundert Jahren“ mit dem Goethe'schen Tagebuch von 1776 bis 1782 und der Biographie der Corona Schröter, sowie gemeinsam mit Richard Keil die Schrift „Goethe, Weimar und Jena im Jahre 1806“ — der Welt zu schenken.

Auch an neueren Bemühungen hat es nicht gefehlt, der vielgeschmähten Christiane Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. J. Hertzfelder widmete sich in einer eigenen Schrift („Christiane Vulpius, eine Studie zu Goethe's Leben“, im 4. Bande der Blätter für bayerisches Realschulwesen von A. Kurz, mit Nachtrag in denselben Blättern für 1886) dieser Aufgabe und löste sie mit großer Hingabe. Endlich ist noch 1887 anonym ein werthvoller Beitrag zur Charakteristik Christiane's erschienen: „Briefe von Goethe's Frau an Nicolaus Meyer. Mit Einleitung, Facsimiles, einer Lebensskizze Nicolaus Meyers und Porträts“ — eine Schrift, welche um so wichtiger ist, als sie eine frühere (1856 bei Hartung erschienene) Ausgabe der Briefe des Goethe'schen Ehepaares an N. Meyer durch Benutzung und getreue Wiedergabe der der Straßburger Bibliothek einverleibten zwölf Originalbriefe Christiane's wesentlich ergänzt und

berichtigt und manchen gegen dieselbe gemachten Ausstellungen begegnet. Auch in der Einleitung zu diesem Werke finden sich die nämlichen Tendenzen vertreten, wie in den vorbenannten Schriften.

Trotz alledem besteht das alte Vorurtheil fort und fort, und so scheint es uns nicht überflüssig, unsererseits einen Beitrag zu der endlichen Ehrenrettung Christiane's zu liefern; und in diesem Sinne brechen wir gleich zu Beginne desselben vor allen Dingen mit der hergebrachten Gewohnheit, von Goethe's Gemahlin stets als „Christiane Vulpius" zu sprechen, und nennen sie, wie sie von Rechts wegen und der dem Namen unseres hochverehrten Dichters schuldigen Rücksicht gemäß genannt werden muß: Christiane von Goethe.

Wenn Goethe selbst die Veranlassung war, daß Christiane der Welt gegenüber in einem falschen Lichte stand, indem er sie als Geliebte in sein Haus nahm und sich auf diese Weise in Gegensatz zu der herkömmlichen Sitte und bürgerlichen Ordnung brachte, so wäre dies wohl zu keiner Zeit zu rechtfertigen gewesen — um so weniger, als Goethe sich in anderen Dingen einer bestimmten Ordnung zu unterwerfen pflegte und sie sogar bis in's Kleinste beobachtete. In dieser Angelegenheit muß daher Goethe wohl von besonderen Gründen geleitet und dazu bewogen sein, gerade so und nicht anders zu handeln. Und wir — die wir den großen Dichter

sonst gern entschuldigen, wenn von seiner Schwäche dem weiblichen Geschlechte gegenüber die Rede ist, die wir uns nicht gescheut haben, gewisse Liebesverhältnisse desselben ungebührlich zu verherrlichen und andere sogar auf Kosten der Wahrheit auszuschmücken, wie dies z. B. von dem thatsächlich gar nicht bestandenen Verhältnisse zu dem vielgenannten „Kinde" Bettina in vollem Maße gilt — wir sollten es schwer finden, in diesem Fall endlich Gerechtigkeit zu üben und der Wahrheit die Ehre zu geben?

An der leitenden Hand der Biographen unseres großen Goethe und auf Grund seiner eigenen Werke, die uns ja vor allem als Wegweiser dienen müssen, wollen wir also versuchen, in die Eigenart seines Wesens so einzudringen, daß wir sein Verhältniß zu Christiane richtig verstehen lernen.

Wohl mit Unrecht wirft man Goethe vor, daß er dem weiblichen Geschlechte gegenüber Unbeständigkeit, flatterhaftes Wesen und nur sinnliche Motive gezeigt habe. Wer konnte beständiger, treuer sein, als er — aber freilich war er es in seinem Sinne! Nichts ist so rührend wie seine Pietät für jedes Liebesverhältniß, das er knüpfte. Gleichviel, ob es ruhig aufgelöst ward, ob es — wie bei Frau von Stein — in das Gegentheil umschlug: er bewahrte demselben eine Anhänglichkeit und Treue, die sofort zu Tage trat, wenn er nur daran erinnert wurde. Unleugbar hatte er jedoch eine Abneigung

gegen alle Fesseln und namentlich eine große Scheu vor dem Zwang einer Ehe, welchen er nicht zu überwinden vermochte, obgleich die Sehnsucht nach häuslichem Glück ihn unwiderstehlich gefangen nahm. Das eben sind Widersprüche im menschlichen Charakter, die um so schroffer hervortreten, je größer die Kraft des Individuums ist. Es bedarf nur eines Blickes auf Goethe's frühere Dramen — Clavigo, Stella —, um seine Abneigung gegen eine regelrechte Eheschließung herauszufühlen. Könnte man nicht in der That versucht sein, in den Aussprüchen Stellas — in der Zwiesprache mit Fernando im vierten Akte — über die „Grille, den Stolz der Männer, das Mädchen so allein, ohne Zugabe zu haben", eine Andeutung der Motive für Goethe's spätere Handlungsweise herauszufühlen? In solchem Sinne hat Hermann Grimm ganz recht, wenn er (in seinen „Vorlesungen über Goethe") des Dichters „dämonischen Trieb, keine Bande zu leiden, und wenn es die liebsten wären", als einen seiner Charakterzüge bezeichnet. Ihm aber deshalb den Vorwurf zu machen, daß seine Neigungen nur oberflächlicher Art gewesen seien, das würde eine große Ungerechtigkeit in sich schließen. Goethe's lyrische Gedichte reden eine viel zu eindringliche Sprache, als daß man eine tiefe Innigkeit seiner Gefühle und einen idealen Zug derselben verkennen könnte. Wenn aber die Zeit verstrichen war, die sein Genius ihm

für jedes einzelne Liebesverhältniß bestimmt zu haben scheint, so riß er sich los, und wenn es ihm noch so schmerzlich ward. Ohne Zweifel war dies der Fall, als er der lieblichen Friederike Brion „das Herz brach"; nicht ohne Grund spricht Hermann Grimm die Vermuthung aus, daß die Seelenqualen, welche er dabei empfand, im Clavigo mächtig nachklingen, und sicher ist es, daß er sie noch nicht völlig überwunden hatte, als er 40 Jahre später das schöne Werk seines Greisenalters, „Wahrheit und Dichtung", schrieb. — Aehnlich war es mit Lili; hätte er nicht eine instinktmäßige, nicht zu beherrschende Abneigung gegen die Ehe gehabt, so hätte er die schöne, in der Blüthe der ersten Jugend stehende Elisabeth Schönemann, seine „Lili" oder „Belinde", geheiratet. Alle äußeren Verhältnisse waren augenscheinlich dem Bunde günstig, Eltern und Verwandte wünschten denselben, und dennoch widerstrebte er selber und gab die geliebte Braut frei. Bei keiner anderen Gelegenheit war er dem „Glück" einer „standesgemäßen" Verbindung so nahe gewesen; aber auch bei keiner hat sich so schlagend gezeigt, wie weit entfernt er davon war, es als ein Glück anzusehen, und wie unwiderstehlich es ihn in die Freiheit hinausdrängte. Und dennoch — welche Innigkeit des Schmerzes! Schon während der ersten Zweifel, welche ihn auf der Schweizerreise im Sommer 1775 befielen, bricht derselbe in ergreifender

Weise in poetischen Ergüssen hervor, und allem Anscheine nach hatte die wehmüthige Erinnerung noch lange Gewalt über des Dichters Seele. Indessen ging sein Lauf an Lili wie an Friederike vorüber; es trieb ihn weiter und zog ihn in neue Bahnen, dem wilden Strome gleich, der über alle Hindernisse hinweg seinen Lauf in weite, ebene Gefilde verfolgt, in denen er sich ungehemmt ausbreiten und ruhig dahingleiten kann.

Sein guter Stern führte ihn nach Weimar. Die Freundschaft und Verehrung des uneigennützigsten, besten Fürsten blieb ihm durch lange Jahre, bis zum Tode. Sie wurde sein Schutz und Hort in jeder zweifelhaften Stunde, und als nach zehnjähriger Frist sein Geist sich abermals gegen alles auflehnte, was ihn fesselte, als er der Gewalt seines eigenen Ich nicht länger widerstehen konnte und sich um jeden Preis frei machen mußte, da war es eben der Herzog Karl August, der ihm zu dieser Freiheit verhalf. Er gab Goethe die nicht zu unterschätzende, beruhigende Gewißheit auf den Weg, daß er, wann er auch heimkehren sollte, stets mit Freuden in Weimar zurückerwartet und willkommen geheißen werden würde. Der hochherzige Karl August war der einzige, der von Goethe's Reise nach Italien — von seiner „Flucht", wie man sie nicht ohne Grund genannt — Kenntniß hatte; er, der den Freund gewiß nur ungern entbehrte, ordnete sich dessen

Wünschen unter, billigte dieselben und erkannte, daß sie nicht einer Laune, sondern der Nothwendigkeit entsprangen; er lieh bereitwillig die Mittel dazu, daß alles nach Goethe's Wunsch ausgeführt werden konnte. In der That — ein Verhältniß, das einzig in der Welt dastehen dürfte! In früher Jugend geschlossen, blieb es bis zum Tode sich gleich, ja, wir können mit Fug und Recht sagen, daß es über das Grab hinaus besteht und uns, die wir schon aus der Ferne darauf zurückblicken, uns muß noch heute das Herz in der Brust frohlocken, wenn wir uns des Vermächtnisses bewußt werden, das uns durch diesen Freundesbund zu Theil geworden ist. Es war eine wunderbare, köstliche Zeit, die unser Goethe vereint mit seinem fürstlichen Freunde durchlebte, uns und vielen Generationen nach uns zum Segen.

Wenn behauptet ist, daß das Glück dieses Freundschaftsbündnisses nur einseitig vertheilt war, daß Goethe den Löwenantheil davon erhielt, wenn ferner hervorgehoben ist, daß sich bei ihm im Glück alle die kleinlichen Charakterfehler entwickelt hätten, welche den Kindern dieser Welt nun einmal unter ähnlichen Verhältnissen anzuhaften pflegen, so ist das entschieden irrig. Goethe löste im Gegentheil mit seltenem Takt und großer Umsicht dem Hofe gegenüber seine Aufgabe in einer Weise, wie sie vollendeter kaum gedacht werden kann. Nie hören wir

von ihm, dem Neuling auf dem glatten Parketboden des Hofes, daß er strauchelte, daß er sich die Gunst der fürstlichen Gönnerin, der Herzogin-Wittwe Anna Amalie — der kunstsinnigen, begabten Regentin, die allerdings ihrem Schützling ein fast mütterliches Interesse widmete — unwerth gezeigt hätte. Lustig, ausgelassen, auch tolle Streiche nicht scheuend, sehen wir ihn inmitten des Lebens und Treibens der Hofkreise stets die Grenze innehalten, welche unter allen Umständen in der Umgebung der Fürsten gezogen ist; stets maßvoll und sicher vermeidet er jede Klippe und steht am Ende seiner Laufbahn wie ein Feldherr da, der trotz der zahllosen Feinde, die ihn umgaben, trotz der kleinlichen Neider, welche lauernd im Hinterhalte lagen und ihm Zeit und Kraft durch fortwährendes Geplänkel schmälerten, mit heiterem Blicke das Schlachtfeld behauptet. Was seine Stellung zu seinen fürstlichen Freunden anlangt, so scheint es fast, als ob er mit denselben in einer beneidenswerthen Art von Republik gelebt habe, in einer geistigen Harmonie, aus der jeder Mißton verbannt blieb. Was man gab, das empfing man wieder; es fand kein ängstliches Abwägen der verschiedenen Anschauungen statt. Und wenn wir schon den Ruhm davon in erster Instanz der Herzogin Amalie und ihrem Sohne, Herzog Karl August, zusprechen müssen, so kommt er doch zunächst auch Goethe zu, und dieser gab dafür ungleich mehr

von der Fülle seiner geistigen Schätze her; das blühende, strahlende Weimar jener Tage kann nicht ohne ihn gedacht werden.

Wie der große Dichter seine Aufgabe als Staatsmann löste, ist genugsam bekannt, doch können wir es uns nicht versagen, hervorzuheben, wie rein menschliche Gefühle ihn auch hierbei beseelten und wie heilig ihm die Pflicht der Nächstenliebe war. Bei aller Arbeitslast behielt er stets die Fürsorge für das seiner Leitung anvertraute Land und Volk im Auge, mit richtigem Verständniß und warmem Mitgefühl für jedes Leid waltete er seines schwierigen Amtes, und als die schweren Tage des Schreckensjahres 1806 mit allen Nöthen des Krieges über das weimarische Land hereinbrachen, da war es Goethe, der Muth und Fassung bewahrte, der mit liebevoller Sorge rings um sich Trost und Hülfe spendete, so viel es irgend in seinen Kräften stand. Sein würdiges, imponirendes Auftreten wirkte oftmals segensvoll und verfehlte schließlich seinen Einfluß auf Napoleon selber nicht. Und ebenso, wie die muthige, über alles Lob erhabene Herzogin Luise, deren Obhut ihr Gatte Karl August das Land anvertraut hatte, ihren Posten nicht verließ und treu ausharrend ihr Haus gegen den Usurpator schützte, so wirkte Goethe nicht minder auf Seiten des Volkes für seinen Herrscher und für alle die Errungenschaften, welche er selber in Weimar

und Jena zum Segen der Menschheit geschaffen. Ihm allein ist es zu danken, daß die Universität Jena mit ihren wissenschaftlichen Schätzen dem Lande erhalten blieb.

Angesichts dieser Thatsache möchte es denn doch schwer halten, Goethe — wie dies gleichwohl sehr oft versucht ist — eine zu geringe Theilnahme an den Geschicken des Volkes und einen Mangel an Patriotismus vorzuwerfen. Wer die Schicksale, die in den Tagen nach der Schlacht bei Jena auf das Herzogthum Weimar herabstürmten, mit Aufmerksamkeit verfolgt, der kann unmöglich so manchen Schwätzern Gehör schenken, welche — ganz wie es die Gelegenheit mit sich bringt — dem großen Dichter Tadel oder Ruhm ohne jegliche Kritik spenden und seinem Charakter nur selten volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. —

Unter den Frauengestalten, welche mit dem Dichter in seinem neuen Lebensabschnitte nach der Uebersiedelung nach Weimar in nahe und bleibende Verbindung traten, sind vornehmlich zwei zu nennen: Charlotte von Stein und Corona Schröter.

Charlotte von Stein, geborene von Schardt, war, als Goethe (1775) nach Weimar kam, bereits elf Jahre mit dem herzoglichen Oberstallmeister von Stein verheiratet, Mutter von sieben Kindern und fast sieben Jahre älter als Goethe, aber vermöge ihres zarten, graziösen Aeußeren und ihrer eleganten

Art, sich in Gesellschaft zu bewegen, namentlich aber auch vermöge ihrer schöngeistigen Richtung in hohem Grade geeignet, des Dichters Augen auf sich zu lenken. Dies geschah um so sicherer und rascher, als Goethe bereits vor seiner Ankunft in Weimar durch Zimmermann auf Frau von Stein aufmerksam gemacht war. Es wird viel von dem mächtigen Eindruck erzählt, welchen das Bildniß — die Silhouette — der Charlotte von Stein auf Goethe gemacht hat. Wenn man heutzutage das seither durch Vervielfältigungen wohlbekannt gewordene Profil der Dame betrachtet, so möchte es allerdings schwer zu verstehen sein, daß der Dichter durch dessen Anblick in solche Ekstase versetzt werden konnte; indeß ist nicht daran zu zweifeln, und nur einzelne übertriebene Aeußerungen seiner Gefühle, von welchen berichtet wird, scheint man mit Recht als poetische Ausschmückungen anzusehen. Jedenfalls dürften Zimmermanns mündliche Mittheilungen die Wirkung des Bildes in nicht geringem Grade verstärkt haben. So wird es erklärlich, daß — wie aus den Mittheilungen Schöll's, des Herausgebers der „Briefe Goethe's an Frau von Stein", zweifellos hervorgeht, wie aber auch das von Keil veröffentlichte schon erwähnte Tagebuch Goethe's bestätigt — bereits in den ersten Monaten nach des jungen Dichters Ankunft ein sehr intimes Verhältniß zwischen ihm und Charlotte von Stein angebahnt ward. Schon zu

jener Zeit wechselt in den Briefen das „Du“ häufig mit dem „Sie“, und der Ausdruck der Empfindung steigert sich oftmals zu einer Wärme, welche einer Frau gegenüber, die sich sonst als vollendete Welt- und Hofdame kundgiebt, mindestens auffallend genannt werden darf. Indessen nimmt man jetzt, auf überwiegende Gründe gestützt, fast allgemein an, daß zunächst kein eigentliches Liebesverhältniß eintrat, daß dies aber im Jahre 1781 unbedingt der Fall war. Dieser Ansicht ist unter anderen auch der hervorragendste der Biographen Goethe's, Lewes, und in der That lassen weder die Tagebuchnotizen Goethe's, noch die Briefe — deren veränderter Ton namentlich im März und Juli 1781 auffällig und geradezu beweisend ist —, noch auch das Gedicht „der Becher“, das Goethe notorisch auf Charlotte von Stein gedichtet, den geringsten Zweifel übrig. Was man dagegen hat geltend machen wollen, ermangelt jeglicher Beweiskraft. Wenn z. B. betont wird, daß Karl August sich spottend über die „platonische“ Natur des Verhältnisses der Frau von Stein zu seinem Freunde geäußert habe, so ist, von allen übrigen Einwänden abgesehen, das zu bedenken, daß dieses Verhältniß schon an und für sich diskret behandelt sein wollte und das Heranziehen eines Vertrauten ausschloß. So ist es denn auch wohl als ein glücklicher Zufall zu bezeichnen, daß schließlich ohne Goethe's Zuthun und sicherlich

gegen seine Absicht der wahre Sachverhalt sich noch hat ermitteln lassen. — Allerdings darf nicht unerwähnt bleiben, daß in letzter Zeit auf's neue ein energischer Widerspruch gegen jene von Lewes und der großen Mehrzahl der Goetheforscher vertretene Ansicht erhoben ist, und zwar durch Hermann Grimm (Vorlesungen über Goethe, Seite 235 bis 247 der 3. Auflage). Was derselbe aber in großer Ausführlichkeit über diesen Gegenstand sagt, ist doch nur ein gewandtes Plaidoyer zu nennen, in welchem der Versuch gemacht wird, alles mögliche, selbst solche Dinge, welche äußerst bedenklich genannt werden müssen, zu Gunsten der Frau von Stein umzudeuten, ohne daß dabei irgend welche thatsächlichen Beweismittel erbracht würden.

Allgemein wird Charlotte von Stein als hochbegabt geschildert, und sie muß es gewesen sein, da sie sonst nicht im Stande gewesen wäre, Goethe zehn Jahre lang in Anspruch zu nehmen und fünf Jahre hindurch in ihren Liebesbanden zu halten. Aber stets wird mehr ein klarer Verstand als eine rege Phantasie und ein tiefes Gefühl ihr nachgerühmt. Daß sie in ihren Jahren und in ihrer Stellung sich der Neigung zu Goethe überließ, bedingt an sich noch kein Uebermaß von Sentimentalität; der Triumph über Goethe, den schönen, jungen Mann, den ausgesprochenen Günstling des Hofes, dessen Ruhm durch alle Welt erscholl, mochte auch der

Eitelkeit schmeicheln, an welcher Frau von Stein nach den Aussprüchen aller Zeitgenossen in nicht geringem Maße litt; ihre schriftstellerischen Liebhabereien mochten es ihr als einen schönen Nachruhm erscheinen lassen, wenn ihr Name — wie sie es thatsächlich erreicht hat — unauflöslich an den des großen Dichters gekettet ward. Sie selbst war, wie es die von ihrer Hand erhaltenen Verse zeigen, wie es aber namentlich eine noch später zu erwähnende bedeutsamere Probe unbarmherzig darthut, schriftstellerisch geradezu unbefähigt. Eine Begeisterung für solche Stoffe wie die Iphigenie kann Goethe unmöglich ihr verdanken — ebensowenig wie die Anregung zum Egmont, welche man ihr in augenscheinlich irriger Weise hat zuschreiben wollen, denn die Idee zu dieser Tragödie brachte er bereits von Frankfurt mit. Sehr fraglich erscheint es auch, ob sie auf den Wilhelm Meister irgendwie einwirkte; jedenfalls wurzelt derselbe im wesentlichen auf ganz anderem Boden. Damit kommt aber auch ihr angebliches Verdienst in Wegfall, die dichterische „Wiedergeburt“ Goethe's herbeigeführt zu haben — jene erneute Hingabe desselben an die höchsten Aufgaben der Dichtkunst, welche bekanntlich im Jahre 1779 durch die Vollendung und Aufführung der Iphigenie inaugurirt wurde. Nur eins der größeren Werke Goethe's, der Tasso, bleibt übrig, auf welches wir der Frau von Stein einen wesentlichen Einfluß zu-

zuschreiben haben. Dies wird durch Goethe's Briefe an sie und durch sein Tagebuch bestätigt; nur hinsichtlich des Tasso finden sich Andeutungen, daß die Arbeit stockt, wenn ein vorübergehendes Zerwürfniß mit Frau von Stein stattfindet, daß sie wieder frisch weiter geht, wenn eine Verständigung angebahnt ist. Es ist charakteristisch, daß es gerade diese „Hoftragödie“ war, bei welcher Charlotte von Stein belebend auf den Dichter wirkte, und in welcher man auch ein Abbild derselben findet, die Eleonore von San vitale. Allerdings ist uns nicht unbekannt, daß von Einigen die Frauengestalten des Tasso in anderer Weise aufgefaßt sind, daß nämlich unter der Prinzessin die Frau von Stein verstanden werde, während die zweite Eleonore eine andere, für Goethe minder bedeutungsvolle Dame des weimarischen Hofes sei. Doch vermögen wir uns dieser Ansicht, welche allerdings sehr schmeichelhaft für Frau von Stein ist, durchaus nicht anzuschließen. Die Gründe, welche für dieselbe angeführt werden können, möchten nur beweisen, daß die Idealgestalt der Heldin des Stückes, der Fürstin, nicht völlig genau auf eine bestimmte Persönlichkeit paßt; will man ihr aber eine reale Unterlage geben, so dürfte wohl nur die Herzogin Luise in Betracht kommen können. Wir glauben aber auch hierbei mit der Mehrzahl der Goetheforscher (vgl. z. B. Grimm, Vorlesungen über Goethe, S. 309 der 3. Auflage) im Einklange zu stehen.

Im Uebrigen sehen wir, daß Goethe sich eher von dem geistreichen Kreise der Herzogin Mutter zurückzog, als er an der Seite der Frau von Stein ein immerhin etwas problematisches Glück gefunden. Ein volles Glück war es sicher nicht — das würden wir auch ohne Goethe's eigene briefliche Aeußerung von dem „Einschlage von Elend" wissen, der in dem Gewebe seines Liebesverhältnisses vorhanden sei, und es ist keinenfalls zu viel behauptet, wenn Keil dasselbe als ein „krankhaftes" bezeichnet. Wenn Goethe es trotz seiner kerngesunden Natur so lange hegte, so hatte das seine besonderen Gründe; er war — gestehen wir es ganz offen — der Koketterie dieses Weibes nicht gewachsen. Bis jetzt hatte er es immer mit jungen, unbefangenen Mädchen zu thun gehabt, denen er seine Liebe schenkte, frischen, lieblichen Wesen, welche fröhlich und keck, ausgestattet mit allem Liebreize, den die Mutter Natur bescheeren kann, ihm entgegentraten. Siegesbewußt hatte er sie im Sturm erobert; wer hätte auch dem schönen, feurigen Jünglinge widerstehen können, bei dessen Anblicke schon das Herz schneller pochte? Diese Dinge wurden nun anders, sie kehrten sich um. Goethe, der Unwiderstehliche, war hier machtlos; er vermochte nicht, Frau von Stein zu erobern, sondern Frau von Stein eroberte ihn. Ohne daß er merkte, wie es geschah, fing er sich in den Schlingen, die ihm die schlaue Kokette legte; in den bestrickenden

Armen dieser Delila verlor er die Simsonlocke und war ihr rettungslos dahingegeben. Nichts konnte dem verwöhnten Lieblinge des weiblichen Geschlechtes gefährlicher, nichts spornender sein, als ihr ewiges „Abstoßen und Anziehen", wie es Keil sehr richtig nennt. War es ihm nicht neu und daher um so begehrenswerther, der Liebhaber dieser Frau zu sein, die sich ihm in stiller Heimlichkeit ergab und der Welt gegenüber sich hinter den sicheren Schirm der Ehe verschanzte, um zu gelegener Stunde verstohlen die Thore der Festung zu öffnen und den schmachtenden Liebhaber einen kurzen Rausch der Freude genießen zu lassen? Uns muß das Spiel, welches Frau von Stein auf diese Weise mit Goethe spielte, geradezu peinlich berühren, und zur Ehre ihres Bekanntenkreises darf man wohl annehmen, daß das Liebesverhältniß, wie es thatsächlich bestand, verschwiegen blieb — wie könnte man es sonst begreifen, daß nirgend, in keiner Weise, sich eine Stimme dagegen erhob? Das Wort Ehebruch scheint überhaupt bei dieser Angelegenheit sorgsam vermieden zu werden; selbst heutigen Tages umschifft man diese häßliche Klippe in weitem Bogen, so wenig man sie auch hinwegzuleugnen vermag. Selbst Keil, der das große Verdienst hat, ein klares Bild jener Zeiten gegeben und durch authentische Belege sicher gestellt zu haben, selbst er vermeidet den bezeichnenden Ausdruck und setzt an dessen Stelle, so

oft das Betragen der vielgenannten Frau ihn mit gerechtem Unwillen erfüllt, die Worte: „und dabei war sie Gattin und Mutter!"

Die zweite der Frauengestalten, mit welchen Goethe zu Beginn des Aufenthaltes in Weimar in regen Verkehr trat, Corona Schröter, wurde 1776 durch Goethe, der sie schon als Student in Leipzig kennen gelernt hatte, für die Bühne der Herzogin Anna Amalie gewonnen. Sie trat als vollerblühte, wie es heißt „hellenische" Schönheit epochemachend in die weimarischen Kreise ein. Während nun mit seltener Einhelligkeit alle übrigen Schriftsteller — Falk, Keil u. s. w. — ihr nicht nur einen bedeutenden Einfluß auf Goethe selber einräumen, sondern auch ihren Charakter als durchaus edel und makellos hinstellen, ist nur Hermann Grimm anderer Ansicht, ohne jedoch seine abweichende Anschauungsweise genügend rechtfertigen zu können. Es liegt insbesondere, wenn man die Berichte über die ersten Aufführungen der Iphigenie liest, eigentlich auf der Hand, daß die Rolle der Heldin dieses Stückes der Corona Schröter, wie man zu sagen pflegt, „auf den Leib" geschrieben ist, und daß ebenso wie die „Proserpina", die „Fischerin" und viele Kleinigkeiten jener Zeit auch die herrliche Iphigenie dem Dichter durch Corona inspirirt wurde. Bedürfte dies indessen noch ausdrücklicher Bestätigung, so würde auch eine solche, z. B. von Reichhardt's Hand, angeführt

werden können. Dagegen meint nun Grimm — in diesem Punkte allerdings auf Viehoff gestützt —, daß vielmehr Frau von Stein „das Urbild der Iphigenie" gewesen sei, eine Annahme, die, wie ein näheres Eingehen auf die damalige Tagesgeschichte immer schlagender darthut, völlig in der Luft schwebt. Wenn nun aber Grimm (in seinen Vorlesungen 2c., S. 260 der 3. Aufl.) gar die Vermuthung daran knüpft, daß Corona, statt das Urbild der Iphigenie zu sein, eher das der Philine wäre, so tritt er damit in so schneidenden Gegensatz gegen alle übrigen Forschungsresultate, daß man seine Behauptung nur als Ausfluß einer vorgefaßten Idee erklären kann; ganz abgesehen von dem Widerspruch, in welchen dieselbe mit einer Reihe gewichtiger und wohlbeglaubigter Thatsachen tritt, läßt sie sich auch schlechterdings nicht mit den Charakteren und der ganzen Geistesrichtung der Betheiligten vereinen.

Die herrlichen Tage, welche Corona's und Goethe's Zusammenwirken den Hofkreisen schuf, bekunden in der That das innigste Verständniß für die wahren Aufgaben der darstellenden Kunst seitens der talentvollen Schauspielerin, und der Dichter konnte wohl davon begeistert werden, wenn er Gebilde seiner Phantasie, wie die Iphigenie, in der Vollendung vor sich sah, welche ihr Corona zu geben wußte. Sein Verhältniß zu derselben hätte somit auch wohl ein vollkommen glückliches werden

können, wenn nicht Charlotte von Stein mit nie ruhender Eifersucht und stetem Neide böse Schatten darauf geworfen hätte. Wie widerwärtig, wie häßlich erscheint es, daß sie niemals an den „Triumphaufführungen“ Corona's und des Dichters der Iphigenie, in denen er selbst den Orest spielte, theilnahm, niemals sich der allgemeinen Freude und Begeisterung anschloß und statt dessen Goethe gelegentlich mit kleinlichen Vorwürfen und Sticheleien plagte! So viel aber auch Corona durch die Eifersucht der Frau von Stein zu leiden hatte, so sehr blieb doch Alles noch innerhalb der Grenzen des Anstandes; man sah sich, wie es die Gelegenheit mit sich brachte, verkehrte mit einander vor den Augen des Hofes und gab der Welt kein Aergerniß. Freilich ist schwer zu ermessen, wie sich die Sache gestaltet haben würde, wenn Charlotte von Stein sich einer glücklichen Nebenbuhlerin gegenüber befunden hätte. Jedenfalls war die Situation schon ein Vorspiel zu den späteren, gehässigeren und offneren Angriffen gegen Christiane Vulpius. Gleichsam als ob alles in dem Herzen der Frau von Stein aufgespeicherte Gift sich nun Bahn brechen mußte, floß es über die arme Christiane in voller Fluth dahin, schonte ebensowenig Goethe, und — was von der gewandten, weltklugen Dame kaum zu begreifen — sie drückte sich selbst durch ihr Benehmen den Stempel niedriger, unedler Gesinnung

auf; ihr Haß und Neid kannte keine Rücksicht, und sie war nur bemüht, ihr Opfer um jeden Preis in den Koth hinabzudrücken. Alle Glorie, mit welcher man die vielgepriesene Frau umgeben hat, ist damit verweht. Hätte sie, die erfahrene, feingebildete Dame, auch nur einen Funken Wohlwollen für ihren Freund im Herzen getragen, hätte sie nur einen Schatten bescheidener Weiblichkeit besessen, so hätte sie unbedingt Partei für Goethe nehmen müssen; sie vor allen anderen Menschen mußte ihn verstehen, wenn sie den Begriff der Selbstlosigkeit auch nur im mindesten gekannt hätte. Nichts von alle dem — sie konnte es dem Geliebten nicht verzeihen, daß er sich ihr entriß. Schon als er sich von ihr jahrelang durch seine Flucht nach Italien trennte, begann ihr Groll, und obgleich er ihr von dort die zärtlichsten Briefe schrieb, obgleich es schien, als ob sie sich mit der Zeit beruhigen würde, so erwachte ihr Zorn doch auf's neue, als er zurückkehrte. Von dieser Heimkehr freudig bewegt, eilte Goethe zu ihr und — fand sich ernüchtert, erkältet durch ihren Empfang. Dem Unbefangenen gegenüber ist damit im Grunde das Maß der Arroganz gefüllt, und es kann danach kaum Wunder nehmen, daß die Bethörte selbst ihren Ruf durch ein fortwährend rachsüchtiges Betragen auf das Spiel setzt und sich bis zum letzten Athemzuge in Kundgebungen ergeht, welche sie in den Augen der Nachwelt

unrettbar an den Pranger stellen. Ihr fünfaktiges Trauerspiel „Dido“, in welchem sie sich selbst und Goethe unter anderen Namen auftreten läßt, giebt davon das auffälligste Beispiel. Die Handschrift desselben, welche sich im Besitze von Schiller's Tochter, Frau Emilie von Gleichen-Rußwurm, befand, ist vor etwa 20 Jahren von Düntzer, einen der hauptsächlichsten Fürsprecher der Frau von Stein, zum Abdruck gebracht, und man muß gestehen, daß ihr ein schlimmerer Dienst von keinem ihrer strengsten Richter erwiesen werden konnte, denn alle Phrasen von ihrer schriftstellerischen Begabung und — mehr noch — Alles, was von ihrer Sanftmuth, ihrem Edelsinn geredet ist, wird durch diese Veröffentlichung gerichtet.

Daß Goethe ihren Anfeindungen gegenüber stets gelassen blieb, daß er sogar mehrere Versuche machte, durch Aufmerksamkeiten, ja durch Beweise von Vertrauen den Haß der Frau von Stein zu mäßigen und ein besseres Einvernehmen anzubahnen, das läßt ihre Unversöhnlichkeit in einem nur noch unschöneren Lichte erscheinen. —

Nicht genug können wir unter solchen Verhältnissen den Genius des Dichters preisen, der ihn „sich selbst wiederfinden“ ließ. Ein beglückendes Gefühl muß uns durchbeben, wenn wir ihn auf der Flucht nach Italien begleiten und sehen, wie er, ledig aller Fesseln, einzig und allein

der Kunst lebend, neue wunderbare Blüthen einheimst, welche dereinst tausendfältige Früchte treiben sollten.

Am 14. Mai 1788 kehrte Goethe aus Italien heim, in sein liebes Weimar, wo ihm die Heimat winkte und ihn mit offenen Armen umfing. Unbedingt war er aber, mit den kostbarsten Ideen und Plänen für seine schriftstellerische Thätigkeit fast unbewußt seinen eigenartigen Pfad betretend, tief davon durchdrungen, daß er sich weit, weit aus dem engen Gesichtskreise kleinstädtischer Begriffe und Lebensanschauungen entfernt hatte. Mühevoll mußte es ihm werden, sich denselben trotzdem in gewisser Beziehung zu fügen, doch that er dies, denn das Gefühl für Ordnung und regelrechte Pflichterfüllung war wohl selten bei einem Menschen so ausgebildet wie bei Goethe.

Trotzdem litt er offenbar an einer Art von Heimweh nach den freieren Sitten des sonnenhellen Italien; Frau von Stein hatte durch ihren Empfang dies Gefühl nur verschärfen können, und männlich wies er jetzt das Phantom einer Herzensneigung zurück, die nicht mehr in ihm lebendig war. Nur zu begreiflich ist es, daß er sich vereinsamt fühlte; die Sehnsucht nach einer häuslichen Genossenschaft erfüllte ihn ganz, und dabei scheute er doch vielleicht mehr als je eine eheliche Verbindung. Das war es nicht, wonach sein Herz sich sehnte; frei, frei wollte er bleiben, unter jeder Bedingung! Und in

diesem Zwiespalte seines Innern führte ihm, ohne daß er es ahnte, sein gutes Glück Christiane, sein „liebes Mädchen", zu.

Christiane Vulpius war am 6. Juni 1764 geboren; sie war die Tochter des Amtsarchivars Johann Friedrich Vulpius, der 1786 starb und — da er sich in seinen letzten Lebensjahren der Trunksucht ergeben hatte — seine Familie in Dürftigkeit zurückließ. So lebte denn Christiane mit einer Tante und ihren beiden Geschwistern, einem Bruder und einer jüngeren Schwester, ziemlich kümmerlich und erwarb vereint mit letzterer ihren Lebensunterhalt großentheils durch Anfertigung künstlicher Blumen.

Es war im Parke zu Weimar, so erzählt man, als sie mit einer Bittschrift dem Herrn Geheimrath entgegentrat. Dieselbe betraf ihren Bruder, den Schriftsteller Vulpius, den nachmaligen Verfasser des weltbekannten Rinaldo Rinaldini. Goethe muß von Christiane's Anblick sofort bezaubert gewesen sein — das unterliegt keinem Zweifel —, und wenn wir die Gemüthsstimmung bedenken, in welcher er sich befand, so ist der rasche Entschluß sehr wohl zu begreifen, sich sofort mit ihr zu verbinden, nicht nach gebräuchlicher Sitte, sondern nach eigenem, freiem Ermessen; in dieser Hinsicht folgte er nur seinen Wünschen, hierin war er der Welt gegenüber unnachgiebig. Nicht der Gedanke an seine Mutter oder an den großen Kreis seiner Freunde, nicht

einmal die Rücksicht auf Christiane selbst vermochte ihn zu einer Aenderung seiner Entschlüsse zu bestimmen. Er hatte endlich gefunden, was er wollte: ein geliebtes Mädchen, das ihm bedingungslos zu eigen ward, das ihm mit grenzenloser Hingebung ergeben war, das bescheidentlich zu seiner Größe emporblickte und ihn dennoch verstand, ein Mädchen, das so wie es war ganz und gar für ihn paßte.

Daß Christiane damals schön und anmuthig gewesen, möchte unbestreitbar sein. Wenn wir auch kein Bild von ihr aus ihren Mädchenjahren besitzen, so wird sie doch von Goethe selber in den — auf sie gedichteten — „römischen Elegien" so anschaulich geschildert, daß wir die muntere, plastisch-schöne Gestalt, das liebliche, runde Gesicht mit den freundlichen braunen Augen vor uns zu sehen vermeinen;

„die Haare
fielen ihr dunkel und reich über die Stirne herab,
kurze Locken ringelten sich um's zierliche Hälschen".

Und so genoß Goethe — schon während des Sommers 1788 — in gereiftem Mannesalter das Liebesglück noch einmal in vollen Zügen.

Als er sich aber, rasch und ohne Besinnen, mit Christiane verband, da kannte er offenbar den Werth ihrer häuslichen Tugenden und die unverdorbene Frische ihrer natürlichen Geistesgaben noch nicht; er lernte sie, ebenso wie die Innigkeit ihrer Zuneigung

zu ihm, erst allmählich würdigen, wie dies aus allen seinen damaligen und späteren Aeußerungen über Christiane hervorgeht. Damit aber wurde natürlich das Verhältniß beider immer fester und inniger, und obwohl es zu jener Zeit sicherlich nicht an Versuchen gefehlt hat, eine Entfremdung zwischen Goethe und seiner „kleinen Freundin", wie er sie mit Vorliebe nannte, herbeizuführen — welche Versuche auch in der sechsten Elegie einen Nachhall gefunden haben —, so kehrte man sich doch im Goethe'schen Hause sehr wenig daran; man ließ da draußen die Meute kläffen und toben und freute sich des hellen Sonnenscheins eines friedlich stillen Glückes.

Es ist ein Irrthum, wenn man — wie z. B. Gödeke in seinem Handbuche der deutschen Literatur — Christiane den Reiz der ersten Jugend zu der Zeit, als Goethe sie kennen lernte, zuschreiben will, denn sie war damals bereits 24 Jahre alt; und daraus möchte ferner zu folgern sein, daß ihr geistiges Wesen bei weitem besser entwickelt war, als man oft gelten lassen will. Goethe selbst sagt in einer seiner Elegien: „wird doch nicht immer geküßt, es wird vernünftig gesprochen". Ganz besonders zog er aber Christiane zu seinen Arbeiten und Studien über die „Metamorphose der Pflanzen", über welche er 1790 eine erst von der Nachwelt gebührend gewürdigte Abhandlung veröffentlichte.

In demselben Jahre ließ er dieser Schrift ein Gedicht über den nämlichen Gegenstand folgen, das ausdrücklich an Christiane gerichtet und ihr gewidmet ist, so daß selbst solche Biographen, welche sonst keineswegs geneigt sind, ihr volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, zugestehen müssen, daß sie unmöglich „unbedeutend" gewesen sein könne. Lewes stellt diese Thatsachen mit vielen Beweisen zarter Zuneigung Goethe's zusammen und zieht daraus den Schluß, daß „die, welche eine solche Liebe erwecken konnte, ein ganz anderes Weib gewesen sein müsse, als man sie gewöhnlich darzustellen liebt". Am schlagendsten wird selbstverständlicher Weise die Meinung, als ob Goethe's Liebe zu ihr nur auf sinnliche Momente basirt gewesen, dadurch widerlegt, daß dieselbe mit den Jahren immer inniger wurde, statt mit dem Verblühen der körperlichen Reize zu erlöschen.

Am 25. Dezember 1789 wurde Goethe durch die Geburt eines Sohnes hoch beglückt, der — nach dem Herzoge — in der Taufe den Namen August erhielt; wie bekannt, war er das einzige der Goethe'schen Kinder, das am Leben blieb. Erst nach der Geburt desselben, zu Beginn des Jahres 1790, zog auch Christiane (zunächst ohne ihre Schwester und Tante, welche beide 1793 in Goethe's neues Haus aufgenommen wurden, um dann bis zu ihrem Tode, zu Anfang des Jahres 1806, darin zu

bleiben) in Goethe's Behausung ein, und als er sie noch in demselben Jahre in Folge einer Reise nach Venedig, welche er mit der Herzogin Mutter antrat, auf längere Zeit verlassen mußte, da sprach er es schon unumwunden aus, daß er durch ihren Besitz weit über sein Hoffen glücklich geworden war. Die schon in den Elegien vielfach kundgegebene, durch sein ganzes damaliges Dichten und Trachten hindurchgehende Sehnsucht nach häuslichem Glück ist befriedigt. Das beweisen alle die Briefe, die er aus Venedig an Herder schrieb, und mehrere der Epigramme (besonders der Schluß des 3. und 28.), nicht minder aber die denkwürdigen Zeilen, welche er ebenfalls an Herder richtete, als er nach der Heimkehr noch im September des nämlichen Jahres mit dem Herzoge nach Breslau reisen mußte, und in denen es zum Schlusse heißt: . . . „Wenn Ihr mich lieb behaltet, wenige Gute mir geneigt bleiben, mein Mädchen mir treu ist, mein Kind lebt und mein Ofen gut heizt, so hab' ich vorerst nichts weiter zu wünschen." Die charakteristischste Aeußerung aus jener Zeit aber findet sich unstreitig in einem der erst nach seinem Tode bekannt gewordenen venetianischen Epigramme:

„Lange sucht' ich ein Weib mir, ich suchte, da fand ich nur Dirnen.
Endlich erhascht' ich Dich mir, Dirnchen, da fand ich ein Weib."

Diesen Worten möchte in der That nichts hinzuzufügen sein; sie thun am besten dar, welchen Schatz Goethe nunmehr an seinem „häuslichen Mädchen" gewonnen. Daß diese seine Anschauungsweise aber keine vorübergehende war, daß sie gerade inmitten der Jahre, während deren man ihm andere Ansichten hat andichten wollen, unverändert fortbestand, davon geben die „Votivtafeln" von 1796 unzweifelhafte Kunde, in denen das (in der 40 bändigen Gesammtausgabe Goethe'scher Schriften Bd. 1, S. 305 als 4. Distichon der Jahreszeiten in etwas veränderter Fassung enthaltene) mit C. G. — Christiane Goethe — überschriebene Epigramm sich findet:

„Viele Veilchen binde zusammen! Das Sträußchen erscheinet
Erst als Blume. Du bist, häusliches Mädchen, gemeint."

Aus den ersten Jahren ihres Aufenthaltes in des Dichters Hause besitzen wir auch das älteste Bildniß Christiane's, das Goethe, wie Kräuter und Riemer berichten, bis zu seinem Tode eine kostbare Reliquie blieb. Es rührt von dem mit dem Dichter eng befreundeten Maler und Kunstkenner Heinrich Meyer her und stellt die junge Mutter in einer, wie Riemer sagt, der Madonna della Sedia verständig nachgebildeten Situation mit dem Erstgeborenen im Arme dar. Dies Bild, das bis vor

Kurzem, wie Keil mit Recht beklagt, immer noch den Blicken der Verehrer Goethe's entzogen war, dürfte nun endlich denselben zugängig gemacht sein; es stellt die damals 26 jährige Christiane noch in dem vollen Glanze ihrer (bekanntlich auch durch Adele Schopenhauer hoch gepriesenen) Reize dar. Auch noch im Jahre 1797, als Goethe sie seiner Mutter zuführte, machte sie auf diese einen in jeder Beziehung vortheilhaften Eindruck. Bezeichnend ist es, wie die Frau Rath, welche Christiane stets ihre „liebe Tochter" nannte, sich des Glücks ihres Sohnes, des „Hätschelhans", freute. Er sei, so meinte sie, „glücklicher als in einer fatalen Ehe", und hatte ohne Zweifel darin recht, denn Goethe, der an Christiane's Seite ganz in seiner Weise lebte, durfte froh sein, allen den Gardinenpredigten und weiblichen Einflüssen unberechtigter Art enthoben zu sein, denen er in einer „standesgemäßen" Verbindung schwerlich entgangen sein würde. Dagegen waren ihm alle häuslichen Sorgen abgenommen; er sah die von ihm so hochgeschätzte, ja ihm unentbehrliche Ordnung und Sauberkeit um sich herum, ohne daß er — wie dies während der ersten Jahre in Weimar der Fall war — selbst Hand anzulegen und seine kostbare Zeit dafür zu opfern brauchte. Jede kleinliche Sorge des Lebens blieb ihm fern, seine frohe Laune gewahrt; die pekuniäre Seite des Hauswesens hielt Christiane unter einer Kontrole,

welche Goethe, dessen Einnahme keineswegs den Verhältnissen entsprechend groß war, in den Stand setzte, „das gastfreieste Haus in Weimar" zu halten und außerdem für seine vielerlei Sammlungen und für sein Bedürfniß wohlzuthun noch Mittel übrig zu haben. Es ist bezeichnend für die Ungerechtigkeit, welche noch fortwährend gegen Christiane begangen wird, daß man diese Seite ihrer Thätigkeit, durch welche sie nicht nur dem Dichter, sondern indirekt der ganzen Nation in denkbar wirksamster Weise nützte, dazu ausgebeutet hat, sie zu einer „Haushälterin" zu stempeln und ihr eine dienende Stellung anzudichten. Auf der anderen Seite freilich schrieben ihr die Lästerzungen ziemlich inkonsequenter Weise einen übertriebenen Einfluß auf den „Minister" Goethe zu; wie aber authentische Belege mehr als zur Genüge darthun, schweben diese Verunglimpfungen ebenso haltlos in der Luft wie die noch gemeineren Verdächtigungen ihres Lebenswandels und insbesondere der Vorwurf der Trunksucht. Sonderbarer Weise begannen diese Klatschereien zu einer Zeit, in welcher Goethe durch stete Beweise seine unveränderte Zuneigung zu Christiane bekundet hat. Von dem schon berührten Jahre 1796 an bis über den Beginn des neuen Jahrhunderts hinaus liegt eine ganze Reihe solcher Aeußerungen, besonders in Briefen an Schiller, von ihm vor; er gedenkt darin seiner „kleinen Frau" stets mit größter

Anerkennung. Aus dem Jahre 1800 besitzen wir von Schiller einen Brief an den gemeinsamen Freund Körner in Dresden, den Vater Theodor Körner's, in welchem es heißt, „Goethe dulde nicht, daß man sie mißachte“ — eine Denkweise, welcher Goethe bekanntlich stets getreu blieb und namentlich auch noch bei dem insolenten Auftreten Bettina's von Arnim gegen Christiane im Jahre 1808 durch Verweisung des aufdringlichen „Kindes“ aus seinem Hause Ausdruck gab. Im Jahre 1801 gedenkt Goethe in liebevollster Weise und mit rührender Dankbarkeit der aufopfernden Pflege, welche ihm Christiane in der schweren und gefährlichen Krankheit zu Theil werden ließ, die ihn zu Beginn dieses Jahres befallen hatte. Und so könnte man für die Fortdauer des ungetrübten Einvernehmens im Goethe'schen Hause die Beweise geradezu häufen, während der einzige literarische Beleg, den man für die in Weimar in Umlauf gesetzten gehässigen Gerüchte hat beibringen können, in einer Stelle aus einem anderen Briefe Schiller's an Körner aus dem Jahre 1800 — vom 21. Oktober — besteht. Da leider auch der sonst ziemlich unparteiisch prüfende Lewes diesen Beleg in einer augenscheinlich durch die weimarischen Klatschbasen beeinflußten Weise auffaßt, so erheischt er eine ausführlichere Erörterung. In jenem Briefe Schiller's heißt es: „Im ganzen bringt Goethe jetzt zu wenig hervor, so reich er noch

immer an Erfindung und Ausführung ist. Sein Gemüth ist nicht ruhig genug, weil ihm seine elenden häuslichen Verhältnisse, die er zu schwach ist zu ändern, viel Verdruß erregen.“ Wie aber Keil und Hertzfelder schlagend darthun, und wie aus Riemer's Mittheilungen auf's deutlichste hervorgeht, ist auf diese Aeußerung Schiller's — welche Lewes zum Aufbau einer ganzen häuslichen „Tragödie“ mit den obligaten Konflikten und Seelenkämpfen ausbeutet — durchaus kein Gewicht zu legen. Sie ist augenscheinlich nur der Ausdruck einer vorübergehenden Mißstimmung über Goethe's damalige Unproduktivität, welche allerdings vorhanden, aber sicherlich die Folge innerer, im Gange der Geistesentwicklung des Dichters begründeter Ursachen war. Daß nun Schiller überhaupt mit diesem Mangel an sichtbaren Zeichen dichterischer Thätigkeit die häuslichen Verhältnisse seines Freundes in Verbindung brachte, hat seinen Grund in nichts anderem als in einer Parteinahme für Frau von Stein. Hertzfelder sagt darüber, man sei damals „im Schiller'schen Kreise Christianen gar nicht grün“ gewesen, und Keil spricht es unumwunden aus, daß „Schiller's Frau Charlotte's (der Frau von Stein) Haß und Abscheu gegen Christiane theilte“, und daß viele ihrer damaligen und späteren Aeußerungen über Goethe „das Haus der Stein als ihre Geburtsstätte kaum verleugnen“. Schiller selbst spielte dabei

offenbar nur eine passive Rolle, zu welcher wir den Schlüssel durch eine spätere Aeußerung Goethe's erhalten, der wir, obwohl sie sich auf einen gänzlich verschiedenen Gegenstand bezieht, doch ohne Frage eine allgemeinere Bedeutung beilegen dürfen. Sie findet sich in Eckermann's Gesprächen mit Goethe, im zweiten Theile, Notiz vom 16. März 1831. Als damals Eckermann in Bezug auf den Schluß des Tell seine Verwunderung darüber zu erkennen gab, daß „Schiller den Fehler habe machen können, seinen Helden durch das unedle Benehmen gegen den flüchtigen Herzog von Schwaben so herabsinken zu lassen, indem er über diesen ein hartes Gericht hält, während er sich selbst mit seiner eigenen That brüstet", da entgegnete Goethe: „es ist kaum begreiflich, allein Schiller war dem Einfluß von Frauen unterworfen wie andere auch, und wenn er in diesem Falle so fehlen konnte, so geschah es mehr aus solchen Einwirkungen als aus seiner eigenen guten Natur". Noch hinfälliger möchte aber jene Aeußerung Schiller's erscheinen, wenn wir — wie dies durch Hertzfelder in seinen Nachträgen geschieht — die Art und Weise in Betracht ziehen, in welcher Charlotte von Schiller sich später zu einer völlig veränderten Anschauung über Christiane bekehrte. In einem Brief an Goethe vom 18. Juni 1810 schreibt sie: „Ich habe die liebe Frau in dem Garten einigemal aufgesucht, fand aber die Thüre in das

Gartenhaus nicht offen. Vorige Woche wollte ich sie besuchen mit meiner ältesten Tochter, weil sie so freundlich war, sie die Tanzstunden einen Abend zu sich zu nehmen, aber ich hatte einen so argen Schnupfen." Am 10. Juni 1812 schreibt sie nach Karlsbad: „Unser Meyer wird Ihnen mehr von der Welt sagen können, die Sie interessirt, als ich. Deswegen bitte ich Sie nur noch, mich der Frau Geheimräthin freundlich zu empfehlen. Ich hoffe, der Sprudel thut Ihnen Beyden wohl, und Sie kehren heiter und kräftig zurück." Ueber denselben August von Goethe, den die Stein — bereits im Jahre 1801 — auf's empörendste verunglimpft, muß Schiller's Wittwe eingestehen: „Ich wollte, er — nämlich ihr eigener Sohn Carl — folgte dem Beyspiel seines älteren Freundes August und gäbe so viel Hoffnungen für's Künftige." Ueberhaupt athmen ihre Briefe aus jener Zeit nach Hertzfelder's Worten „warme Anhänglichkeit" und Dank für die „Fürsorge, mit welcher Goethe für sie und ihre Kinder allfort thätig war", so daß wenigstens diese Dissonanz in eine erfreuliche Harmonie ausklingt. Es möge hier beiläufig hinzugefügt werden, daß auch das Verhältniß zu der Familie Körner sich in ähnlicher Weise freundlich gestaltete, wie es insbesondere die zwischen Goethe und Körner im Sommer 1811 ausgetauschten Briefe darthun.

So steht denn in Wahrheit die Behauptung,

daß Christiane sich der Trunksucht ergeben habe, im grellsten Widerspruche mit allen wohlbeglaubigten Thatsachen, und zwar nicht nur mit allen Zeugnissen ihrer Umgebung, sondern vor allem mit der ganzen Sachlage. Man frage sich nur: wie hätte Goethe, dem die strengste Sauberkeit in allen Dingen erstes Bedürfniß war, wie hätte er es vermocht, eine „gemeine Säuferin“ neben sich zu dulden, ihr die Sorge für sein ganzes Hauswesen und für sein Kind, mit dem ihn die Bande innigster Liebe verknüpften, zu übertragen? Augenscheinlich sind denn auch jene Verleumdungen nichts als die böswilligste Verdrehung und Ausbeutung an sich ganz harmloser Dinge. Christiane liebte Geselligkeit und Tanz; sie frequentirte daher — wohlgemerkt, meist unter den Augen Goethe's, der ihr diese Vergnügungen von Herzen gönnte, und nie anders als in ehrbarer, anständig bürgerlicher Gesellschaft — Tanzpartien und ähnliche Belustigungen; ferner liebte sie, ebenfalls in harmlosester Weise, die Freuden der Tafel und gab sich ihnen ungezwungen hin. Was Wunder also, daß die bekannten „zuverlässigen“ Berichterstatter, meist anonymer Art, ein Gewebe von Verleumdungen herstellen konnten, das um so ungestörter von Hand zu Hand ging, als Goethe in gewohnter Weise dasselbe vollständig ignorirte! Die verschiedenen Kreise Weimar's, das Herder in seinem Unmuthe bekanntlich ein widerliches Mittelding zwischen

Residenz und Dorf nennt, standen sich ohnedies wenig sympathisch gegenüber, und die „höhere“ Gesellschaft war nun einmal von der Frau von Stein in Beschlag genommen; die Studenten, mit denen Christiane vorzugsweise gern getanzt haben soll, verkehrten in den beiden verschiedenen Zirkeln, und so wird es vollkommen begreiflich, wie sich die „Anekdoten“ und Skandalgeschichten in endloser Wiederholung mit geringen Variationen fortspinnen konnten.

Aus ihrer Tanzlust hat Christiane selber nicht im geringsten ein Hehl gemacht; in ihrem zum Glück uns zum großen Theil erhaltenen längeren Briefwechsel mit dem Geheimrath Nicolaus Meyer (erst in Bremen, dann in Minden), welcher gerade in den hier in Frage kommenden Jahren — 1802 — beginnt und, wenn man die diktirten Briefe einrechnet, erst drei Jahre vor Christiane's Tode endigt, giebt sie dem Vergnügen, das ihr der Tanz gewähre, wiederholt den lebhaftesten Ausdruck. Dieser Briefwechsel ist indessen noch in anderer, wesentlicherer Beziehung von Wichtigkeit, da er Christiane's ganze Art, zu fühlen und zu denken, auf's anschaulichste darlegt. Ihre stete Sorge für Goethe's Gesundheit, ihre rege Theilnahme an seinem Schaffen und an seinem Verkehr mit geistig hervorragenden Persönlichkeiten tritt neben den Fragen des täglichen Lebens und den materiellen Substraten des Haus-

haltes beständig hervor, und der frische, heitre Sinn, der nach schweren Leiden und Kümmernissen stets wieder das Gleichgewicht zu finden weiß, berührt auf das wohlthuendste. Wir haben so zu sagen einen positiven Beleg für das, was wir allerdings schon aus Goethe's Verhalten schließen durften, daß Christiane durchaus nicht das unbedeutende Wesen war, wofür man sie hat ausgeben wollen, sondern eine gesunde, in jeder Hinsicht tüchtige Natur. Man hat hie und da einige Wichtigkeit auf die mangelhafte Orthographie der Originalbriefe Christiane's gelegt, aber gewiß mit Unrecht. In jener Zeit schrieb nicht leicht ein Frauenzimmer auch nur annähernd korrekt, und ebenso wie Goethe's Mutter selber, wie sogar die Herzogin Amalie sich in einer oft sonderbaren Weise mit der Orthographie abfinden, war es auch noch zu Anfang unseres Jahrhunderts fast allgemein damit bestellt. Der Herausgeber der zwölf eigenhändigen Briefe Christiane's, deren Originale in Straßburg sich befinden, bemerkt daher mit vollem Grunde, daß dies ein Mangel der Zeit sei, der sich obenein keineswegs auf das weibliche Geschlecht beschränkte, indem auch hervorragende Männer — das nächstliegende Beispiel ist der alte Blücher — sich in derselben Lage befanden. Wenn man aber die Briefe auf Grund dieser „Unorthographie" als „kaum verständlich" hat bezeichnen wollen, wie dies Johannes Crüger im Goethe-

Jahrbuch für 1886 thut, so ist das übertrieben, und grade in dieser Beziehung ist die Beigabe der Facsimiles zu der neuen Ausgabe der Briefe von entschiedenem Werthe, namentlich da sie zugleich die flotte und rasche Handschrift wiedergiebt, welche manche Schreibfehler als bloße Uebereilungen klar erkennen läßt. Auf alle Fälle beweist die mangelhafte Orthographie, daß es unzweifelhaft selbstständige Meinungsäußerungen sind, mit welchen Christiane hier einem Freunde gegenüber tritt, auf dessen Achtung und Liebe sie in Wahrheit stolz sein durfte. Die Persönlichkeit Nicolaus Meyer's — der, wie wir der in der neuen Ausgabe der Briefe Christiane's enthaltenen „Lebenskizze" entnehmen, mit Goethe (1799) als 24jähriger Student in Berührung kam und bis lange nach Christiane's Tode, obwohl örtlich weit getrennt, in enger Freundschaft mit ihm verbunden blieb — ist jedenfalls eine achtunggebietende. Wissenschaftlich produktiv und praktisch tüchtig, zugleich aber voll idealer Regungen und dichterisch begabt, war er ein echter Menschenfreund, stets bemüht, seine Talente für das Wohl der Mitmenschen zu verwerthen, allgemein geehrt und geliebt und nach seinem Dahinscheiden im hohen Alter (1855) von allen Nahestehenden und den vielen Bedürftigen, denen er geholfen, auf's tiefste betrauert. —

Fassen wir alles bisher Gesagte unparteiisch

zusammen, so ergiebt sich unbedingt ein ganz anderes Bild der Lebensgefährtin Goethe's, als es Bosheit und Neid entworfen haben — ein Bild, das es eben einzig und allein begreiflich macht, wie sie dem unsterblichen Dichter von Jahr zu Jahr unentbehrlicher wurde. Wie schon angedeutet, war ihre Schönheit bald nach den ersten Jahren ihres Zusammenlebens mit Goethe verflogen; eine Büste von ihr, aus dem Anfang unseres Jahrhunderts, zeigt eine nicht mehr ganz anmuthige Fülle, welche freilich — wie Riemer bekundet — im Leben minder abstoßend wirkte, als in der Büste, wie auch das von Raabe gemalte Bild im Goethehause (aus dem Jahre 1810) keineswegs einen unangenehmen Eindruck macht. Sie war indessen krankhaft vollblütig und gab daher öfter Veranlassung zu spöttelnden Bemerkungen und andererseits zu einem Hervorheben ihres „noblen" Charakters und Auftretens im Gegensatze zu ihrem Aeußeren. Letzteres geschah namentlich durch Goethe's Stiefnichte Henriette Schlosser, seines Schwagers Schlosser Tochter zweiter Ehe, als Christiane in Goethe's Auftrage die Erbschaftsangelegenheiten seiner am 13. September 1808 zu Frankfurt verstorbenen Mutter daselbst ordnete; nachdem Henriette Schlosser die „liberale" Art und Weise, in welcher Christiane die Sache erledigt, mit größter Anerkennung hervorgehoben, schließt sie: „Es freut uns alle, sie zu kennen und über sie nach Verdienst zu urtheilen

und sie bei andern vertheidigen zu können, da ihr unerhört viel Unrecht geschieht."

Auf alle Fälle erscheinen die Aeußerungen, mit denen man Christiane herabzusetzen trachtet, auch in Bezug auf ihr Aussehen übertrieben, namentlich aber möchten die Aussprüche zurückzuweisen sein, welche ihr in liebloser Weise vorwerfen, daß sie durch ihre „Genußsucht" selbst zum Verfall ihrer Reize beigetragen habe. Sie war zu der Zeit, um welche es sich hier handelt, etwa 40 Jahre alt, also in einem Lebensstadium, in welchem manche Frau auch ohne besondere schädliche Einflüsse und durch die bloße Wirkung der Jahre verblüht ist.

Eben in diese Zeit fallen die folgenschweren Ereignisse des denkwürdigen Jahres 1806, in dessen Schrecknissen sich Christiane an der Seite ihres Gatten glänzend bewährte. Sie behielt inmitten aller Verwirrungen stets die Besinnung; sie wußte nicht nur ihr Hauswesen so zu regeln, daß sie obendrein den Nachbaren wirksamen Beistand zu leisten vermochte, sondern sie hat auch das durch Marodeure in der Nacht vom 14. auf den 15. Oktober ernstlich bedrohte Leben Goethe's durch ihre Entschlossenheit gerettet.

Was dieses Ereigniß betrifft, so folgen wir (nach Keil's Vorgange) dem einfachen Berichte Riemer's (in den Mittheilungen über Goethe, Band 1, Seite 364 u. s. w.), der eben in seiner schmucklosen

Weise uns am allerwirksamsten Situation und Charaktere vor Augen führt.

„In Goethe's Hause lagerten sich . . . einige Kavalleristen, sechszehn Mann, meist Elsässer, in das Bedientenzimmer. Sehr ermüdet von dem sechszehnstündigen Ritt aus Franken bis nach Jena zur Schlacht und nach Weimar, verlangten sie nichts als Streu und waren mit einigen Flaschen Wein und Bier rasch zufriedengestellt. Goethe war zurückgekommen, doch der Marschall Augereau, — dessen Einquartierung bei ihm angesagt war — erschien noch immer nicht, obgleich die Tafel für ihn und die Begleiter längst bereit war. In einem Zimmer des Hinterhauses war eine Menge Personen zusammengedrängt, die vor der Wuth und den Mißhandlungen der Plünderer sich hierher geflüchtet hatten. Einige von ihnen waren der unermüdlichen Christiane Vulpius dabei behülflich, für den erwarteten Marschall die Speisen zu bereiten und den Wein aus dem Keller heraufzuschaffen, während Andere nur über das plötzliche Unglück jammerten und so die Bestürzung der Hausgenossen noch vermehrten. Die Elsasser schliefen fest. Das Haus war verriegelt. Während Goethe oben in seinen Zimmern verweilte, hielt ich (Riemer) mich auf der Hausflur auf, um bei der Ankunft des Marschalls zur Hand zu sein, Andre aber, die sich etwa eindrängen wollten, abzuhalten und im Nothfall die Hülfe der Elsasser

anzurufen. Es war schon tief in der Nacht, und welche fürchterliche Nacht! Der Brand wüthete weiter, die hochauflenchtenden Flammen warfen Hellung bis in die Hausflur; auf den Straßen Pochen und Lärmen, Geheul und Gewinsel. Plötzlich donnerten gewaltige Kolbenstöße an die Hausthür. Zwei bewaffnete Tirailleurs (zwei kleine Kerls von der spottweis so genannten Löffelgarde) forderten Einlaß und wurden zwar zunächst von mir und einem der Elsasser kräftig zurückgewiesen, kamen aber später zurück und verlangten erst bittend, dann mit der Drohung, die Thür einzuschlagen, Aufnahme. Ich ließ sie ein und holte ihnen auf ihre Forderung einiges Getränk und Speise. Sie verlangten nach dem Hausherrn. Ich eilte zu Goethe hinauf, erzählte ihm in Eile den Hergang und bat ihn, herunterzukommen und die Leute abzuweisen. Obgleich schon ausgekleidet und nur im weiten Nachtrock (dem Prophetenmantel, wie er ihn scherzhaft nannte) schritt Goethe die Treppe herab und fragte die Tirailleurs, was sie von ihm wollten, und ob sie nicht alles erhalten, was sie billiger Weise verlangen könnten, da das Haus bereits Einquartierung habe und noch einen Marschall mit Begleitung erwarte? Seine würdige Gestalt, seine geistvolle Miene flößten ihnen Achtung ein, höflich schenkten sie ein Glas ein und ersuchten ihn, mit ihnen anzustoßen. Bald entfernte er sich wieder. Sie tran-

ken weiter. Später aber eilten sie, vom Wein erhitzt, die Treppe hinauf, um eine bequeme Ruhestatt zu erobern. Sie stürzten in das Zimmer Goethe's und drangen mit ihren Waffen auf ihn ein. Sie hätten ihn vielleicht getödtet oder doch verwundet, wenn nicht Christiane Vulpius mit Geistesgegenwart ihn gerettet hätte. Rasch warf sie sich dazwischen, rasch rief sie auf der in den Garten führenden Treppe einen der in das Hinterhaus Geflüchteten zur Hülfe, befreite mit ihm Goethe von den Wüthenden und jagte sie aus den Zimmern, deren Thüren sie nun verschloß und verriegelte. Dennoch nahmen sie in dem Zimmer, in welchem die Betten für das Gefolge des Marschalls standen, ihr Lager, und erst der mit Tagesanbruch eintretende Adjutant des Marschalls Augereau fuchtelte wüthend die beiden frechen Marodeurs mit flacher Klinge aus Bett, Zimmer und Haus. Goethe aber bewahrte gegen den Mann, der im Verein mit Christiane Vulpius ihn gerettet hatte, stets treue Dankbarkeit."

Daß solche Vorgänge Goethe bestimmten, einen Entschluß — den er übrigens aller Wahrscheinlichkeit nach schon lange mit sich herumgetragen — nun ohne Zögern auszuführen, den Entschluß, Christiane zu seiner legitimen Gattin zu machen, ist gewiß nur natürlich und in jeder Beziehung lobenswerth zu nennen.

Man hat bekanntlich gerade diesen Schritt zum Ausgangspunkte namenloser Verunglimpfungen Goethe's gemacht, man hat von vielen Seiten — und leider hat außer Frau von Stein auch deren Freundin, Schiller's Wittwe, damals darin eingestimmt — das als Ausfluß einer „Panik", als etwas „Unberechenbares", als einen höchst tadelnswerthen „Abfall Goethe's von seinem Selbst" hingestellt, was nur die freilich verspätete Erfüllung einer heiligen Pflicht war. Die Katastrophe von Jena, das Zusammenbrechen aller gewohnten Formen und die drohende Gefahr ferneren Unheils mußte selbstverständlich auf die Ausführung des — wie bemerkt, längst geplanten und nur durch Zufälligkeiten hinausgeschobenen — Vorsatzes beschleunigend einwirken. Daß die Verdächtigung der Motive Goethe's, die Annahme, daß Furcht unter ihnen eine Rolle gespielt, nicht am Platze ist, dafür bürgt nicht nur sein Charakter und sein sonstiges Benehmen in jenen Tagen, sondern auch der uns durch Riemer und Kräuter treu überlieferte Sachverhalt. Nicht „unter dem Kanonendonner der Schlacht von Jena", wie man es mit Vorliebe gedankenlos wiederholen hört, nicht während der Greuel der Plünderung, wie Frau von Stein ihrem Sohne schrieb, nicht etwa auf „Befehl des Kaisers Napoleon", wie eine andere widersinnige Lesart lautet, fand die Trauung statt, sondern sie war die Folge freier Ueberlegung, der bisher nur der äußere Anlaß gefehlt haben mochte, um zur That zu werden.

Die darüber vorliegenden Dokumente möchten grade jenen irrthümlichen Angaben gegenüber Beachtung verdienen.

Am 17. Oktober — also am dritten Tage nach der Schlacht von Jena — schrieb Goethe an den damaligen Hofprediger, den Oberkonsistorialrath Günther: „Dieser Tage und Nächte ist ein alter Vorsatz bei mir zur Reife gekommen, ich will meine kleine Freundin, die so viel an mir gethan und auch diese Stunden der Prüfung mit mir durchlebt, völlig und bürgerlich anerkennen als die meine. Sagen Sie mir, würdiger geistlicher Herr und Vater, wie es anzufangen ist, daß wir sobald als möglich, Sonntag oder vorher, getraut werden. Was sind deshalb für Schritte zu thun? Können Sie die Handlung nicht selbst verrichten? Ich wünschte, daß sie in der Sakristei der Stadtkirche — so schreibt Goethe irrthümlich statt der Hof- und Garnisonkirche, um welche es sich allein handeln kann — geschähe. Geben Sie dem Boten, wenn sich's trifft, Antwort. Bitte. Goethe. (Siehe Richard und Robert Keil, Goethe, Weimar und Jena i. J. 1806, Seite 54.) Eine Antwort Günther's ist nicht erhalten, doch muß sie noch am 17. oder frühzeitig am 18. Oktober erfolgt sein, denn Goethe wandte sich bereits am 18. an seinen Freund und Amtsgenossen Voigt um Beihülfe behufs Erlangung der Dispensationen von den herkömmlichen Förm-

lichkeiten, worauf am nämlichen Tage diese Dispensationen erfolgten. Am 19. Oktober in der Frühe schreibt Voigt an Goethe (vgl. Keil, ebend., S. 67): „Alsbald gestern, wie ich das Blättchen von Ew. Excellenz erhielt, das mir unseren affreusen Zustand doppelt fühlbar machte — besorgte ich, was nöthig war, mittelst eines Voti, das sofort an die geistliche Instanz gegeben und die Nachsendung eines Reskripts verheißen wurde . . . . . . Möge die Befestigung Ihres häuslichen Zustandes und seiner externen rechtlichen Folgen, E. E. zu einiger mehrer innerer Ruhe des Lebens gereichen, und die treue Gefährtin Ihres Lebens solches verlängern und theilen helfen . . . . .“

Am Morgen des 19. Oktober, des Sonntags nach der Schlacht bei Jena, ward die Trauung in der Sakristei der Hofkirche — eben der Kirche, in welcher im Jahre zuvor Schiller's Todtenfeier stattgefunden — ganz wie Goethe gewünscht, vom Oberkonsistorialrath Günther selbst in Gegenwart von Goethe's Sohn August und dessen Lehrer Riemer vollzogen.

Nach Hause zurückgekehrt, stellte Goethe seine Gattin den Beglückwünschenden mit den Worten vor: „Sie ist immer meine Frau gewesen!“ Er bestätigte damit ausdrücklich, was wir von Anfang an nachgewiesen, daß er Christiane auch ohne die kirchliche Weihe als seine wirkliche Gattin angesehen,

geachtet und geliebt hatte. Diese Worte stehen aber auch in vollem Einklange mit allen späteren Aeußerungen Goethe's, aus denen die nämliche Anerkennung und unverbrüchliche Dankbarkeit athmet. Der schönste Beleg dafür ist unstreitig die bekannte „Parabel“ aus dem Jahre 1813 mit den Anfangsworten: „Ich ging im Walde so für mich hin . . .“ und mit der Ueberschrift „Gefunden“, deren Anmuth nicht verfehlen kann, uns immer auf's neue zu entzücken, und deren frischer Ton um so überwältigender wirken muß, wenn wir bedenken, daß der noch so jugendlich fühlende Dichter damals im 64. Jahre stand. Dies Gedicht ist aber auch deshalb bemerkenswerth, weil es beweist, daß in den Jahren nach der kirchlichen Einsegnung bei allen Wandlungen in des Dichters Seele, von denen unter anderem die Wahlverwandtschaften Zeugniß ablegen, seine innige Liebe zu Christiane fortlebte . . .

Wie wir dies schon seitens des Geheimraths Voigt gesehen, billigten alle wahren Freunde Goethe's den Schritt, den er, wie er noch in spätesten Jahren sagte, „nie bereut hat“. Karl August schrieb ihm aus dem Kriegslager mit herzlicher Theilnahme und Billigung; Major von Knebel, Goethe's ältester Freund in Weimar, damals in Jena, gab derselben nicht minder warmen Ausdruck. Wenn freilich Goethe geglaubt hatte, die gemeinsame Noth werde die böswilligen Zungen einschüchtern und

verstummen machen, so hatte er sich gründlich getäuscht, denn alle Gehässigkeit lebte — wie wir schon an einzelnen Beispielen ersahen — noch einmal in verstärktem Maße auf, als nun jede Hoffnung verschwunden war, daß Goethe jemals sein Verhältniß zu Christiane auflösen werde.

Weit eher könnte man Goethe daraus einen Vorwurf machen, daß er seinen Vorsatz erst so spät ausführte. Doch wird dies aus der ganzen Richtung seiner Lebensanschauungen völlig erklärlich; seine Abneigung gegen das, was er „kirchliche Ceremonien“ nannte, lebte ungeschwächt fort und war erst wenige Jahre zuvor bei der Confirmation seines Sohnes deutlich hervorgetreten. Christiane selbst war entschieden weit entfernt davon gewesen, auf eine Eheschließung zu drängen und hinzuarbeiten; sie war in ihrer Verehrung für den Mann, dem sie angehörte, auch mit ihrer bisherigen Lebensstellung zufrieden gewesen, und nach ihrer „glänzenden“ Rangerhöhung blieb sie sich vollkommen gleich; sie äußerte, daß dieselbe zur Vermehrung ihres Glückes eigentlich nicht beigetragen habe.

Noch zehn Jahre war es ihr vergönnt, die Ehre der neuen Stellung und das Glück, das ihr trotz aller Anfeindungen des Neides an der Seite ihres Gatten fort und fort blühte, zu genießen. Daß ihr auch die Hochachtung und das Vertrauen ihres Gemahls während dieser Jahre unverkürzt blieben,

ist durch mancherlei Züge — so z. B. durch den bereits erwähnten Auftrag der Erbschaftsregulirung — zur Genüge erwiesen. Die innige Liebe Goethe's aber, von welcher wir bereits so viele schöne Belege gesehen, blieb ihr bis über das Grab hinaus erhalten.

Wiederholte Kränklichkeit, verbunden mit sehr bösartigen Krampfanfällen, hatten sie zwar während ihrer letzten Jahre öfter heimgesucht, eine bedenkliche Erkrankung aber befiel sie erst gegen Ende Mai 1816, und damals gab sie thatsächlich wohl zum ersten Mal ihrem Gatten Anlaß zu einer Klage über „schwere häusliche Unbilde". Fassungslos saß er am Sterbebette; er ergriff ihre Hände, indem er — nach A. v. Sternberg's Erinnerungsblättern — in den Klageruf ausbrach: „Du wirst mich nicht verlassen, nein, nein, Du kannst mich nicht verlassen." Als sie, nicht mehr der Sprache mächtig, ihm noch zuzulächeln versuchte, entrang sich ein gewaltiger Schmerzensschrei seiner Brust, und von namenloser Angst erfaßt, stürzte er fort. Und als ihm die Kunde ward, daß sie den letzten Athemzug ausgehaucht, da schrieb er die Zeilen nieder, die er uns als das schönste Denkmal seiner unverbrüchlichen Liebe zu Christiane hinterlassen hat:

„Du versuchst, o Sonne, vergebens
Durch die düstern Wolken zu scheinen;
Der ganze Gewinn meines Lebens
Ist, ihren Verlust zu beweinen!"

Es war der 6. Juni, der Geburtstag Christiane's, welcher Goethe seine „liebe Kleine" auf immer entriß — im Alter von 52 Jahren, während der viel ältere Gatte noch sechszehn Jahre reichen Schaffens durchleben sollte und auch den einzigen Sohn sich noch in seinen letzten Lebensjahren entrissen sah. Wie bekannt, ist der Stamm der Nachkommen Goethe's und Christiane's mit dem kinderlosen Dahinscheiden der zwei Söhne und der Tochter jenes Sohnes seither erloschen.

Um so vollere Berechtigung möchte sie, die anspruchslose Lebensgefährtin des großen Dichters, darauf haben, in dem Herzen unseres Volkes fortzuleben, befreit von jenen Makeln, welche in niedriger Weise die Lüge ihr angeheftet, und geziert mit ihren häuslichen Tugenden und den Verdiensten, die sie, wenn auch nicht mit romantischem Nimbus umgeben, doch in herrlicher Weise sich erworben hat. Ehre der treuen Gattin unseres Goethe, der es zu danken ist, daß er ungehemmt durch die Sorgen des alltäglichen Lebens, unbehelligt durch die tadelswerthen weiblichen Einflüsse, deren Schädlichkeit er selber so treffend kennzeichnet, in der Zeit seines reichsten Schaffens uns ungetrübt und rein die vollendetsten Gaben seines Geistes zu schenken vermochte!

Daß der Vielverkannten diese Ehre unverkürzt zu Theil werde, dafür zu sorgen ist eine heilige

Pflicht eines Jeden unter uns, eine Pflicht, welche die deutsche Nation Goethe und den Seinen schuldet, und eine Pflicht der Liebe zur Wahrheit, welche jedem Forschen, jedem Streben ihre Weihe und ihr sicheres Geleit geben muß, wenn es nicht im Strome der Zeiten nutzlos vergehen soll.

